

MAERKELIS
HEILWIG

IN SCHALLAH

GIEFANGEN

IM IRAN

Inhalt

Cover
Titel
Impressum
Vorwort von Johannes Mur

Relax
Sakineh Ashtiani
Der leere Raum
Auf dem Weg nach Teheran
Das Verhör
Kiamaki
Hardcore
Die Passbehörde
Das Treffen
Reza
Die tanzenden Ghule
Nachricht von Hannah
Persisch für Anfänger
Überraschung
Das Wiedersehen
Weihnachten
Warten
Das Universum
Vor Gericht
Endlich frei

Dank
Chronologie

**MARCUS
HELLWIG
INSCHALLAH
GEFANGEN
IM IRAN**

BASTEI ENTERTAINMENT 

BASTEI ENTERTAINMENT

Vollständige E-Book-Ausgabe
des in der Bastei Lübbe AG erschienenen Werkes

Bastei Entertainment in der Bastei Lübbe AG

[Das Bild, das die achtjährige Hannah an ihren Vater Marcus Hellwig in die iranische Gefangenschaft geschickt hat, ist am Ende abgebildet.](#)

Originalausgabe

Copyright © 2012 by Quadriga Verlag, Berlin, in der Bastei Lübbe AG, Köln

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin
E-Book-Produktion: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-8387-1659-6

www.bastei-entertainment.de

www.lesejury.de

Für Hannah

Für meinen Freund Reza und Hutan Kian

Vorwort

Es war ein Morgen wie viele andere. Ich saß mit meiner Frau beim Frühstück, und nebenbei lief im Fernsehen das Morgenmagazin mit den ersten Nachrichten des Tages. »Bislang unbestätigten Meldungen zufolge wurden zwei Journalisten in Teheran festgenommen und inhaftiert. Dabei soll es sich um deutsche Staatsbürger handeln.« So oder so ähnlich lautete die Meldung, die den Beginn einer Zeitspanne markiert, die für uns wie für viele andere geprägt war von einer schier zerreißenen Unsicherheit, von Hoffen, Bangen und bohrenden Fragen, auf die es lange keine Antwort gab.

»Das ist Marcus!«, entfuhr es meiner Frau, und ich versuchte zu beruhigen: »Was meinst du, wie viele deutsche Journalisten gerade in solchen Ländern unterwegs sind? Das kann weiß Gott wer sein! Ich werde ihn heute anrufen!«

Immer nur die Mailbox. Kein Rückruf. Dass irgendetwas nicht stimmte, war uns bald klar. Dabei hatten wir noch eine Woche zuvor, kurz vor seiner Abreise in den Iran, mit Marcus telefoniert. Ein Anruf von Miriam, Marcus' Schwester, brachte uns schließlich die bedrückende Gewissheit, während der Öffentlichkeit die Identität der im Iran Gefangenen weiterhin vorenthalten wurde.

Was war passiert? Wie hatte es überhaupt so weit kommen können? Was hat es zu bedeuten, dass man die Namen nicht öffentlich macht? Wie geht es den beiden im Gefängnis? Wie geht der Iran mit ausländischen Gefangenen, wie mit seinen eigenen um? Folter? Wie ist das Verhältnis Deutschlands zum Iran? Ist das von Belang?

Die bohrendste aller Fragen aber war: Was wird unternommen, um die beiden aus der Gefangenschaft zu befreien? Kann ich selbst irgendetwas tun?

Bilder aus der Fernsehserie *Bangkok Hilton* flochten sich immer öfter in meine Gedanken ein. Vielleicht wird Marcus in einer dunklen Einzelzelle festgehalten? In einem modrigen feuchten Kerker ohne Tageslicht, vielleicht zusammen mit gewalttätigen Verbrechern? Die Angst, meinen Freund aus Kindheitstagen nie mehr wieder zu sehen, wechselte sich ab mit der Hoffnung, dass dieser Albtraum für Marcus und seinen Begleiter ein rasches Ende nehmen möchte. Für Angehörige, Freunde, Kollegen und selbst für die interessierte Öffentlichkeit war diese Ungewissheit zermürbend.

Als die Häftlinge schließlich am 16. November 2010 propagandawirksam im iranischen Fernsehen vorgeführt wurden, verdichteten sich die Befürchtungen, die beiden Gefangenen würden zum Spielball der Politik werden, zum Faustpfand in der Hand eines alles andere als demokratisch und rechtsstaatlich agierenden Regimes. Die extreme Willkür der iranischen Justiz machte das Ausmaß der Bedrohung deutlich, der mein Freund und sein Begleiter ausgesetzt waren.

Ein Aufschrei der Presse in Deutschland und Europa, Mahnwachen in Berlin, Onlinediskussionen auf der einen Seite und lähmende Stille, eisernes Schweigen nach diesem Säbelrasseln auf der anderen Seite kennzeichneten die folgende Zeitspanne bis Weihnachten 2010. Und noch immer hatte ich auf keine meiner Fragen eine Antwort gefunden. In diese Zeit fiel auch der Geburtstag von Marcus – neue Fragen gesellten sich zu den alten. Wie würde er diesen Tag verbringen? Schließlich kam auch Weihnachten auf uns zu. Wie es wohl Hannah geht, seiner kleinen Tochter? Wie sie diese Situation wohl verkraften wird? Weihnachten, das Fest der Familie! Wenn die iranischen Behörden ein Herz hätten, dann müssten sie die

beiden doch vor Weihnachten noch freilassen, hoffte ich – ohne wirklich daran zu glauben.

Plötzlich ließ der Iran mit dem Angebot aufhören, die Gefangenen dürften zu Weihnachten Verwandte treffen. Ein Zeichen von Menschlichkeit, politisches Kalkül oder eine weitere Schikane? Egal! Für Marcus ist es sicher schön, zumindest jemanden aus der Heimat zu treffen, dachte ich. Ein erster Schritt, vielleicht ein gutes Zeichen, das wieder Hoffnung gibt und allen hilft, weiter durchzuhalten. Marcus hatte zwischenzeitlich telefonischen Kontakt mit Berlin. Vom Gefängnis aus durfte er Hannahs Mutter anrufen. Sie beschrieb das kurze Gespräch als sehr emotional und meinte: »Ich mache mir große Sorgen! Marcus steht offenbar unter gewaltigem Druck, ist sehr traurig, mit den Kräften am Ende, aber gesund.«

Wer die Einträge in den Onlinemedien verfolgt hat, weiß, wie unterschiedlich die Situation von Außenstehenden und so manchem selbst ernannten Experten bewertet worden ist. Zu der breiten Solidarität gesellten sich immer wieder auch Beiträge, die eine kritische und gar zynische Haltung zum Ausdruck brachten. Für mich wurde immer deutlicher, welchen wertvollen Dienst die Journalisten dieser Welt Tag für Tag leisten. In vielen Fällen völlig unbemerkt und sehr oft unter beachtlichem Risiko machen sie sich in den dunkelsten Winkeln der Welt auf die Suche nach der Wahrheit, um diese an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen. Wie hoch dabei der Preis für eine Nachricht sein kann? Wer denkt schon darüber nach, wenn er Schlagzeile nach Schlagzeile verschlingt, deren Wert wir meist gar nicht richtig zu schätzen wissen.

Es meldeten sich Iran-Experten zu Wort, und im Internet wurde darüber debattiert, wie unvorsichtig es doch sei, ohne Journalistenvisum in den Iran einzureisen, um zu recherchieren. Der Leser dieses Buches mag sich selbst ein Urteil darüber bilden, welchen Grad an Pressefreiheit oder

wahrheitsgetreuer Berichterstattung man erwarten darf, so diese nur mit Genehmigung und unter Zensur eines totalitären Systems erfolgt. Es ist schon bedrückend genug, wenn politisches Kalkül und wirtschaftliche Interessen auch in unseren Breiten auf die Presse Einfluss nehmen – oder dies zumindest versuchen.

Der Frage nach Menschenrechtsverletzungen nachzugehen in Kreisen, deren Werkzeuge Propaganda, Korruption, Terror, Gewalt, Krieg, Atomwaffen, Todesstrafe und Fanatismus sind, erfordert viel Idealismus und noch mehr Mut. Ist es nicht die freie Presse, die letztlich als kritischer Beobachter für Achtsamkeit im diplomatischen Geplänkel und ein gewisses Maß an Ordnung und Klarheit in der Bewertung internationaler Beziehungen sorgt? Was würden wir über den Iran denken, würden wir die Geschichte von Frau Ashtiani, die ehemals zum Tod durch Steinigung verurteilte mutmaßliche Ehebrecherin, nicht kennen? Dabei steht auch sie, ebenso wie die Erfahrung von Marcus Hellwig, nur als Beispiel da für jene unzähligen Geschichten, die den Weg an die Öffentlichkeit gar nicht erst finden.

Dass die Geschichte von Marcus Hellwig letztlich ein gutes Ende gefunden hat, verdanken wir einer Reihe von Menschen, die sich mit aller Kraft und diplomatischem Geschick für die Freilassung der beiden Journalisten eingesetzt haben. Dieser Geschichte selbst aber verdanken wir die Erkenntnis, dass im Iran weiterhin eine große Kluft zwischen dem zur Schau gestellten Schein und der Wirklichkeit besteht. Dass in diesem Land ein Mensch zum Zahnrad eines innenpolitischen und außenpolitischen Uhrwerks der Auseinandersetzungen wird. Und, dass sich der Wind schnell drehen kann und Menschenleben dort wenig, Gesten hingegen viel bedeuten.

Eine freie Gesellschaft ist wohl nur so lange eine freie Gesellschaft, wie sie von einer freien Presse mit unzensurierten Informationen versorgt werden darf. Deshalb

bin ich dankbar dafür, dass es Menschen gibt, die unermüdlich und unter Einsatz ihres Lebens dafür sorgen, dass der Wahrheit Genüge getan und dem Unrecht die Stirn geboten wird.

Südtirol, im Januar 2012
Johannes Mur

شعر

بنی آدم اعضای یک پیکرند
که در آفرینش زیک گوهرند
چو عضوی بدرد آورد روزگار
دگر عضوها را نماند قرار

سعدی

še'r

banī ādam a'zā-ye yek peykarand
ke dar āfarīneš ze-yak goharand
čo 'ozwī bedard āwarad rūzgār
degar 'ozwhā rā namānad qarār

Sa'dī

Gedicht

*Die Kinder Adams sind (wie) die Glieder eines einzigen Körpers.
Da sie alle von der Schöpfung aus derselben Essenz sind.
Wenn ein Glied schmerzt,
bleibt den anderen Gliedern keine Ruhe.*

Sa'di*

* Scheich Mosleh ad-Din Sirazi Sa'di lebte im 13. Jahrhundert in Schiraz und ist einer der bedeutendsten persischen Dichter

Die Nacht ist hereingebrochen. In den Straßen von Täbris kriecht der endlose Blechstrom durch die verstaubte Stadt. Feierabendverkehr in der Millionenmetropole am Elburs-Gebirge. Die Stadt atmet Qualm.

Hier gibt es längst mehr Autos, als die Umwelt und die Infrastruktur verkraften können. Nun rollen ihre Besitzer schleichend im Stop-and-go in die Vorstadtbezirke und das an einem Berghang liegende In-Viertel Valiasr. Dort verschanzen sich reiche Iraner hinter meterhohen Mauern und Stacheldraht. Genießen in ihrer eingezäunten Privatsphäre die Freiheit vom sonst allgegenwärtigen Mullah-Regime.

Unrhythmisch branden die Wellen eines Hupkonzerts an mein Ohr - vom Wind durch die offenen Fenster getragen. Im anschwellenden Fortissimo übertönt der Verkehrslärm kurzzeitig das wabernde Stimmengewirr um mich herum. Sprachfetzen, die mir fremd sind. Worte, die bellend durch den Raum fliegen.

Wenn sie mich treffen, zucke ich zusammen. Verkrampft rutsche ich auf einer schmalen Holzbank herum. Knete meine Hände, verreihe pausenlos schweißnasse Rinnsale in den Lebens-, Kopf- und Herzlinien ihrer Innenflächen. Betäubt starre ich auf den dreckigen Betonfußboden, der sich vor mir ausbreitet. In der abgewetzten, zerbröckelten grauweißen Farbe spiegeln sich die Laufwege unzähliger Menschen wider.

»Salam, Marcus«, höre ich plötzlich.

Ich schaue überrascht auf. Grell leuchtende Neonröhren erhellen die Szenerie. Ich sitze am Kopfende eines rund

120 Quadratmeter großen Raumes, zwischen zwei Türen. An der Wand zu meiner Linken steht eine weitere Bank. Darauf hocken Sajjad Ghaderzadeh und mein Fotograf. Gefangene drängeln sich vorbei, begleitet von Wärtern. Die meisten tragen verwaschene graue Uniformen und ausgelatschte schwarze Armeestiefel. Manche mit weißen Gamaschen. Eine Handvoll Wärter ist mit weißen Kordeln, die an der Schulterlitze befestigt sind, geschmückt.

Hinter vier vergilbten Resopal-Tischen hämmern Justizbeamte unaufhörlich auf Computertastaturen ein. Unentwegt starren sie auf ihre flimmernden Flachbildschirme. Rufen hin und wieder Namen durch den Raum. Männer melden sich, werden von ihren Bewachern vorgeführt: mit und ohne Bart, im durchgeschwitzten Anzug oder in Lumpen gehüllt. Alt, jung, fast zahnlos, andere mit eingefrorenem Zahnpastalächeln, geduckt oder trotzig aufrecht gehend.

Aus einem Nebenzimmer, dessen Holztür sperrangelweit offen steht, winkt mir ein junger Mann hektisch zu.

»Salam, Marcus«, ruft er erneut.

Jetzt erkenne ich ihn wieder. Wir haben zusammen die vorhergehende Nacht im Gewahrsam der iranischen Passbehörden verbracht. Hussein¹ trägt immer noch sein halb zerrissenes rotes T-Shirt mit dem Zeichen des Täbriser Fußballklubs Tractor Sazi. Mühsam hält er es an der Seite mit einer Hand zusammen. Sonst würde die Fan-Klamotte über seine knöchigen Schultern rutschen.

Hussein schüttelt resigniert den Kopf. Um seine blassgrünen Augen liegen tiefschwarze Augenringe. Auch er hat in der Nacht vor Kälte gefroren. In eine stinkende Kamelhaardecke gehüllt, hat er sich neben mir auf dem Boden herumgewälzt. Jetzt wird Hussein, mit Handschellen an seinen Wärter gekettet, in die Mitte des Raums zum »Check-in« gebracht. Hier wird der nicht endende Strom der Neuankömmlinge im öffentlichen Zentralgefängnis von

Täbris registriert. In dem weitläufigen, mehrere Fußballfelder großen Gebäudekomplex mitten in der Stadt sollen derzeit rund 4000 Gefangene einsitzen.

Kurz darauf zieht mich ein Wärter an meinem Arm zu einem Schreibtisch. Er fragt mich nach meinem Namen.

»Marcus Hellwig«, sagt er zu seinem Kollegen auf der anderen Seite der Tischplatte.

Routiniert greift dieser zu einem Aktenstapel, zieht zielstrebig einen blauen Karton heraus. Dann deutet er auf einen Stuhl, der verlassen an einer Wand steht. An dessen Stahlgestell ist seitlich ein geschwungenes Metallrohr festgeschweißt. Nachdem ich mich hingesezt habe, wird es von meinem Wärter vor meinen Oberkörper geschwenkt. Kleine vergilbte Plastikkärtchen mit persischen Zahlen werden auf eine Schiene geklickt. Dann werde ich mit einer digitalen Kleinbildkamera zuerst von vorn, danach im Profil fotografiert.

»Kommen Sie«, sagt ein uniformierter Wärter freundlich und führt mich durch die Menschenmenge zu einem Stehpult. Ich soll meine Fingerkuppen in ein tellergroßes schwarzes Stempelkissen drücken. Als ich nicht sofort reagiere, greift der Wärter unwirsch nach meinem Zeigefinger, presst ihn tief in das Kissen. Dann rollt er die beinahe triefende Kuppe über ein Blatt Papier, auf dem zehn Kästchen eingezeichnet sind. Für jeden Fingerabdruck ein Feld. Als die Prozedur kurze Zeit später beendet ist, greift der Wärter mein Handgelenk. Ich soll zusätzlich noch beide Hände als Abdruck auf dem Papier hinterlassen.

»Wie soll ich diese Farbe bloß jemals wieder runterbekommen?«, denke ich. Als hätte er die Frage gehört, zeigt ein anderer Wärter auf einen offen stehenden Nebenraum. Dort sind die gekalkten Wände bis unter die Decke mit schwarzen Striemen verschmiert. Im Wasserbecken hat sich ein schmutziger See gebildet. Öl schimmert auf der Oberfläche. Aus dem Hahn tröpfelt

rostbraunes Wasser. Egal. Ich reibe meine Hände angestrengt aneinander, versuche, die Farbe von meiner Haut und meinen Fingernägeln zu kratzen. Vergeblich. Trotz allem ist das Wasser erfrischend. Ich kühle meine Unterarme. Als ich mich zum Hahn hinunterbeuge, schlägt mir ein muffiger Gestank entgegen.

»Nein, nicht trinken!«, ruft mir ein Soldat energisch zu und zieht mich aus dem Waschraum heraus.

»Das hatte ich auch sicher nicht vor«, erwidere ich auf Englisch.

Als ich an meine Sitzbank zurückkehre, taucht in der Eingangstür ein stämmiger Mann auf. Er ist etwa 1,70 Meter groß, hat kurzes schwarzes, an der Seite schütteres Haar und einen leicht ergrauten, aber akkurat gestutzten Vollbart. Trotz der Hitze trägt er einen Anzug mit blauem Hemd. Darüber einen knielangen braunen Ledermantel.

Ein massiger Wärter schüttelt dem sonderbaren Neuankömmling freundlich die Hand. Die beiden Männer unterhalten sich angeregt. Sie lachen, klopfen sich gegenseitig kameradschaftlich auf die Schulter. Mit stechenden Augen sucht der Zivilist den Raum ab, zeigt dann unvermittelt auf Hutan Kian. Der iranische Menschenrechtsanwalt steht gequält von seiner Bank auf, zupft verlegen an seinem verknitterten Sakko. Dann fasst er sich, geht voller Elan auf die beiden Männer zu und reicht ihnen mit einem breiten Lächeln die Hand.

Sie kennen sich offenbar, scheinen sich gut zu verstehen, denke ich. Hutan redet leise auf den Mann ein, flüstert ihm etwas ins Ohr. Der lacht heiser, schlägt sich prustend auf die Brust. »Oder will Hutan hier nur gute Miene zum bösen Spiel machen?«, frage ich mich. Ich versuche, anhand der Lautstärke der Unterhaltung, der Mimik und Gestik die Stimmung der Männer zu interpretieren. Hutan fasst sein Gegenüber immer wieder an den Oberarm, der Stämmige zeigt sich nicht abweisend.

Im Gegenteil. Auch er legt seine Hand freundschaftlich auf die Schulter des Anwalts. Hutan Kian sieht meine Blicke. In seinen blauen Augen meine ich Zuversicht aufblitzen zu sehen. Hutan Kian grinst. Winkt mich zu sich heran. Auch Sajjad und meinem Fotografen bedeutet der Anwalt aufzustehen. »Ist das ein gutes Zeichen?«, schießt es mir durch den Kopf. Erst vor zwei Stunden hatte mir ein Beamter der Passbehörden großen Anlass zur Hoffnung gegeben: »Sie haben Glück gehabt. Sie werden noch heute Abend nach Hause fliegen.«

Jetzt keimt der Gedanke an die Freiheit erneut in mir auf. Sofort bilden sich in meinen Augen Tränen der Erleichterung. »Hannah, ich werde bald wieder bei dir sein«, denke ich. »Wir werden wie vereinbart zusammen nach Ägypten in den Herbsturlaub fliegen. Wir werden schnorcheln, schwimmen, spielen. So, als wäre nichts geschehen.«

Hutan dreht sich um, läuft dem Ledermantel-Typ hinterher. Schnell gehen wir auf den Ausgang zu. Niemand hält uns auf, als wir durch die Tür hinaus ins Freie treten. Ich atme tief ein. Sauge den Sauerstoff bis in den letzten Winkel meiner Lungen. Ganz so, als hätte ich zuvor im Check-in die ganze Zeit die Luft anhalten müssen. Die Abendluft streicht mir sanft über die Arme. Es ist kühl geworden. Am Himmel haben sich bereits einige Sterne gegen das Stadtlicht durchsetzen können. Ich genieße den endlosen Blick hinauf zu den glitzernden Punkten, bleibe stehen.

In dem geräumigen Gefängnisvorhof ist ein hölzernes Podest aufgebaut worden. Daneben befindet sich eine gemauerte, überdachte Tribüne, in der Mitte ragt ein Mikrofonständer in die Höhe, an den Seiten hängen zwei schwarze Lautsprecherboxen. Davor ist ein Fahnenmast aufgebaut, dessen Seilzug müde in einer Windböe klappert. Ich schließe die Augen und sehe einen Hafen vor mir. Türkisblaues Wasser, Segelschiffe, eine strahlend weiße

Marina. Ein Großfall, die Leine, an der das Großsegel hochgezogen wird, klopft unermüdlich gegen einen Mast. Sehnsucht erfüllt mich nach dem Meer, seinem Farbenspiel, dem Geruch, der unendlichen Weite.

Im Gänsemarsch laufen wir an einer Hauswand entlang geradewegs auf eine offen stehende Holztür zu. In Brusthöhe baumelt ein faustgroßes Vorhängeschloss in einer Krampe. Gelangweilt steht neben dem Eingang ein Soldat und raucht. Als er unsere Gruppe sieht, salutiert er energisch vor unserem Begleiter. Der grüßt ihn beiläufig zurück und geht schnell in das Gebäude hinein.

In einem schmalen Zimmer, das nach wenigen Metern von dem gefliesten Eingangsbereich abzweigt, sitzen mehrere Wachen um einen Tisch versammelt. Vor ihnen eine Schüssel, in der ein überdimensionierter Reisberg dampft. Nach kurzer Verhandlung unterbricht ein Soldat widerwillig sein Essen. Holt aus einem Schrank wütend einen Stempel mit dem dazugehörigen Kissen heraus. Nacheinander müssen Hutan Kian, Sajjad, der Fotograf und ich vortreten. Schmatzend knallt der Wärter den Stempel in die Tinte, holt aus und haut ihn kraftvoll in meine ausgestreckte linke Hand.

Irritiert mustere ich den blauen Abdruck. Es ist ein Dreieck mit einer darin liegenden Ellipse, einem Auge ähnelnd. »Absurd«, denke ich und schaue noch einmal auf das mysteriöse Zeichen, »wir sind hier doch nicht bei den Illuminaten.«

Während ich grübele, setzt sich unser Trupp wieder in Bewegung nach draußen. Dort ist es seltsam still geworden. Wir gehen auf das Gefängnistor zu, passieren eine Schranke, dann ein vergittertes Blechtor, dahinter ein Wärterhäuschen, aus dem ein Soldat hervorguckt. Neben der etwa sieben Meter hohen Gefängnisaußenmauer, auf deren Krone mehrere Stacheldrahtrollen potenzielle Ausbrecher abschrecken sollen, parkt noch immer der

weiße VW-Transporter. Vor knapp drei Stunden sind wir mit dem Auto hier angekommen.

Ein zierlicher junger Mann mit schwarzer Brille steht daneben. Eine Hand hat er tief in die Taschen seiner schwarzen Lederjacke versenkt, mit der anderen hält er ein Handy. Er telefoniert angeregt. Als er unsere Gruppe auf sich zukommen sieht, beendet er sein Gespräch abrupt und öffnet mit wuchtigem Schwung die Schiebetür. Die dünne Blechwand saust kreischend durch ihre Führungsschiene zurück, knallt blechern in ein Haltescharnier. Wir steigen ein. Erst Sajjad, dann mein Kollege und der Anwalt. Zum Schluss nehme ich auf der vorderen Rückbank Platz.

»Alles wird gut«, flüstert mir der Fotograf zu, als das Außentor von mächtigen freiliegenden Zahnrädern aus Stahl auseinandergezogen wird.

Im Zeitlupentempo öffnet sich ein Durchgang, gibt den Blick auf den Vorplatz frei. Meine Anspannung fällt wie ein zu enges Korsett von mir ab. Wieder schießen mir Tränen in die Augen. Wir fahren los, passieren eine letzte Schranke, dann reihen wir uns in den immer noch zäh fließenden Berufsverkehr ein.

Hinter mir höre ich Sajjad mit seinem Anwalt flüstern. Auch Hutan Kian mit den auffällig blonden Haaren wirkt gelöst. Er lehnt sich zu mir über die Rückenlehne und sagt leise: »Das sind CIA-Mitarbeiter. In welchem Hotel seid ihr abgestiegen, wo sind eure Sachen?«

»Wir haben im *Gostaresh* eingecheckt«, sage ich und frage halblaut: »Werden Sie uns ...«

»Nicht sprechen«, schimpft der Beifahrer. Unser Auto beschleunigt. Wir fahren durch einen Kreisverkehr, an der Universität vorbei, biegen dann auf die Stadtautobahn ab. Mein Herz schlägt mir bis zum Hals. »Bitte zum Flughafen. Bitte zum Flughafen«, wiederhole ich lautlos. Meine gefalteten Hände klopfe ich in einer sanften Bewegung wiederholt an meine Stirn – wie ein physisches Mantra. Vergeblich versuche ich, mich zu orientieren: Das ist doch

der Weg zum Flughafen. Das Tor in die Freiheit liegt nur sieben Kilometer von der Innenstadt entfernt. Ich suche nach den historischen Doppeldeckern, die ich bei unserer Ankunft auf dem Weg in die Stadt auf dem Mittelstreifen gesehen habe. Zu meiner Linken huschen Häuser mit sandbraunen Fassaden vorbei. Dann wieder riesige Baustellen mit turmhohen Stahlskeletten.

An der Ausfahrt Hafez Street, benannt nach dem berühmten persischen Dichter, biegen wir ab. Und stehen prompt im Stau. In einem Auto französischen Fabrikats, das uns im Schritttempo entgegenkommt, sehe ich auf dem Beifahrersitz eine verschleierte Frau mit einem kleinen Kind spielen. Das Mädchen greift nach einem Schnuller.

Auf dem Gehweg hetzen Menschen vorbei. Frauen schleppen prallvolle Plastiktüten. Kleine Geschäfte tauchen am Straßenrand auf. Vor einem Elektroladen blinken hektisch grellbunte Werbeschilder. Gemüseauslagen wechseln sich mit Schaufenstern voller Brot ab. In einer Gasse hat jemand offenbar eine Autowerkstatt eingerichtet. Ein alter Renault versperert aufgebockt und ohne Räder den schmalen Weg. Kinder zwängen sich an der Karosserie vorbei. Die Mechaniker schimpfen ihnen hinterher. Es riecht nach verbranntem Gummi.

Mein Kollege legt seine Hand auf meine Schulter: »Ich habe ein gutes Gefühl. Wir schaffen das, wir kommen hier wieder raus«, sagt er.

Ich wiederhole die Sätze in meinem Kopf, versuche, mich zu entspannen. Versuche, selbst daran zu glauben. Ein paarmal atme ich konzentriert ein und aus. Das tut gut. Zumindest meinen Körper habe ich unter Kontrolle.

»Darf ich das Fenster aufmachen?«, frage ich den Mann auf dem Beifahrersitz.

»Machen Sie.«

Ich genieße den kalten Fahrtwind zwischen meinen Fingern. Eine schier endlose, drei Meter hohe Mauer gleitet an der Fahrerseite vorbei. Im Abstand von

100 Metern sehe ich Wachtürme, auf denen mit Maschinenpistolen bewaffnete Soldaten stehen.

Als ich wieder nach vorn blicke, hält mir der Fahrer vier Stofflappen mit je einem Gummizug entgegen.

»Aufsetzen. Sofort!«, befiehlt er.

Ich nehme die dunkelblauen Augenbinden, reiche drei Stück nach hinten weiter. Zwischen meinem Zeigefinger und Daumen reibe ich nervös an dem Stoff. Baumwolle, rund 20 Zentimeter lang und fünf Zentimeter breit. An den Längsenden ist das ein Zentimeter breite Stretchband befestigt. Meine Studie wird unsanft unterbrochen.

»Los!«, zischt mich der Beifahrer an. Ich ziehe das Gummi straff, halte es an meinem Hinterkopf fest. Mit der anderen Hand greife ich nach dem Stoff. Wie ein undurchdringlicher Vorhang senkt sich das schwarze Nichts vor meine Augen. Ich bin blind. Kaum dass die visuelle Welt verschwunden ist, rebelliert mein Magen. Er krampft sich zusammen, pumpt Säure in meinen Rachen. Mir wird übel.

Ich merke, dass wir links abbiegen und kurz darauf zweimal rechts. Alle im Wagen schweigen. Ich höre die Reifen surrend über den rauen Asphalt rollen, die Stoßdämpfer des Autos bei jeder Unebenheit aufquietschen, die Federn in meinem Sitz knarren. Das Blut rauscht in meinen Ohren. Jemand drückt mir mit seiner Hand kräftig den Kopf hinunter.

Hinter meinen geschlossenen Augen zucken Blitze. Im Bruchteil einer Sekunde entstehen Bilder wie ein Puzzle in meinem Kopf und zerfallen wieder, bevor ich sie entschlüsseln kann. Unser Wagen wird langsamer, ruckelt dann heftig. Wir biegen von der Straße ab, bleiben stehen. Der Fahrer dreht wortlos sein Fenster herunter und gleich wieder herauf. Im Schritttempo fahren wir weiter. »Es muss eine enge, haushohe Gasse sein, durch die wir fahren«, denke ich. Der sonore Widerhall des Motors dringt

durch die Seitenscheibe herein. Noch einmal biegen wir erst links, dann wieder rechts ab. Dann bleiben wir stehen.

Jemand öffnet die Schiebetür. Vorsichtig rutsche ich auf der Bank bis zur Tür, taste nach dem Rahmen. Mit dem Fuß suche ich langsam den Boden. Er ist asphaltiert. Ich steige aus. Eine robuste Hand greift nach meinem rechten Arm, zieht mich dicht an sich heran, führt mich vorwärts. Unbeholfen strecke ich abwechselnd mein Bein vor, taste mich so nach vorn.

»Weitergehen, schneller!«, kommandiert eine Männerstimme.

Nach etwa 30 Metern kommt eine Türschwelle. Dahinter geht es scharf nach rechts. Mein Begleiter sagt etwas auf Farsi. Ich verstehe ihn nicht. Und stürze fast eine Treppenstufe hinunter. Im letzten Moment kann ich mich fangen. Der Mann neben mir lacht. Ich versuche, indem ich meine Nase stark kräusele, die Augenbinde ein wenig nach oben zu schieben. Es klappt. Ein kleiner Spalt tut sich unten auf. Ich sehe einen gelbgrünen PVC-Boden. Nach ein paar Schritten wird er im nächsten Raum von einem hellbraunen Teppichboden abgelöst.

Mein unsichtbarer Begleiter führt mich an eine Wand: »Stopp. Warten Sie hier.« Dann geht er und schließt hinter mir eine Tür.

Die absolute Stille schmerzt. Ich traue mich nicht, die Augenbinde abzusetzen, versuche stattdessen, meine Umgebung zu ertasten. Ich fühle den Teppich an der Wand vor mir. Auch an der rechten und der linken Seite, die ich – ohne mich zu bewegen – anfassen kann, ist Teppich angebracht. »Schallschutz!«, dröhnt es in meinem Kopf. Angestrengt versuche ich, irgendwelche Geräusche auszumachen. Ich höre die Luft durch meine Nasenflügel pfeifen. Von weit weg dringt ein Gemurmel durch die Wand. Sonst nichts. In meinem Kopf dreht sich alles. Ich kann keinen klaren Gedanken mehr fassen. Die Zeit ist stehen geblieben. Nach einer Weile beginnen meine Beine zu

schmerzen. Ich wanke von einem Fuß auf den anderen, gehe in die Hocke, strecke danach meine Hände, so weit ich kann, nach oben. Es hilft alles nichts. Meine Muskeln haben sich bereits zu sehr verspannt. Meine Oberschenkel zittern.

Mit einem krächzenden Geräusch geht die Tür auf. Unwillkürlich ziehe ich meine Schultern hoch. »Wer ist das? Was passiert jetzt mit mir?«, frage ich mich. Unvermittelt wird meine Augenbinde nach oben weggerissen. Die Helligkeit brennt in meinen Augen. Ich kneife meine Lider zu einem Schlitz zusammen. Eine Hand greift unter mein gesenktes Kinn, schiebt mein Gesicht wieder nach oben. Ich blinzele in den Raum hinein.

Vor mir steht ein schlanker Mann. Er ist etwa 1,85 Meter groß, trägt einen marineblauen Trainingsanzug mit einem Adidas-Logo und weiße Turnschuhe. Er hat eine blaue Baseballkappe tief ins Gesicht gezogen. Seine braunen Augen schauen mich durch eine schmale Brille mit dunklem Drahtgestell an. Sein Gesicht hat er hinter einem weiß glänzenden medizinischen Mundschutz versteckt. Im Gegenlicht blinkt plötzlich ein silberner Gegenstand auf. Dann legt der Mann eine Hand auf meine Schulter und sagt: »Relax.«

Sakineh Ashtiani

Es war ein freudiges Wiedersehen. An diesem ersten Julitag zeigte sich die deutsche Hauptstadt von ihrer strahlend schönen Seite. Knallblauer Himmel, T-Shirt-Temperaturen und ein angenehmer Wind, der sanft durch die Straßenbäume strich. Genussvoll schlenderte ich über den Gehweg auf das *Hardenberg* zu. In dem Studentenlokal in direkter Nähe zur Universität hatte ich mich das letzte Mal vor fast zwei Jahren mit Iqan getroffen.

Iqans Familie stammte aus Täbris. Er selbst war mit seinen Eltern im Alter von 14 Jahren nach Deutschland gekommen.

»Der Iran ist ein schönes Land, die Menschen sind freundlich und hilfsbereit. Nur leider haben wir die falsche Regierung«, begann er seine üblichen Ausführungen über seine alte Heimat.

Während wir an unserem eisgekühlten Minztee nippten, beobachtete ich die an uns vorbeiflanierenden Menschen. »Gerade haben sie meinem Cousin aus irgendwelchen fadenscheinigen Gründen die Ausreise verweigert. Dabei hatte er in Deutschland einen wichtigen geschäftlichen Termin«, erzählte mir Iqan.

»In der kommenden Woche fliege ich zu meiner Schwester nach Kanada. Endlich Sommerferien«, wechselte ich das Thema.

»Fährst du mit deiner Tochter?«, wollte Iqan wissen.

»Ja. Drei Wochen. Ich hoffe, wir haben gutes Wetter. In diesen nördlichen Breitengraden kann das mit dem Sommer-Feeling auch mal kräftig danebengehen«, sagte ich.

»Ich habe mich oft über das Wetter in Deutschland beschwert – zu kalt, zu nass. Aber ich bin glücklich, dass ich hier leben kann. Ich vermisse meine Heimat nicht. Ich habe das Gefühl, die Mullahs sind dabei, das Land ins Mittelalter zurückzustoßen«, meinte Iqan. Er schaute mich fragend an: »Weißt du eigentlich, dass sie in Täbris eine Frau steinigen wollen, nur weil sie angeblich Ehebruch begangen hat?«

Ich schüttelte den Kopf. »Passiert das oft in deiner alten Heimat?«

»Die Todesstrafe wird schon häufig eingesetzt. Offiziell ein paar Hundert Mal pro Jahr. Die meisten der Delinquenten werden gehängt«, sagte Iqan.

»Woher weißt du das mit der Frau, die gesteinigt werden soll?«, hakte ich nach.

»Ihre Kinder haben im Internet einen Hilferuf veröffentlicht«, so Iqan. »Sie sagen, dass sie seit fünf Jahren in Angst um ihre Mutter leben. Sie heißt Sakineh Ashtiani. Die Frau wurde offenbar schon ausgepeitscht, und nun soll das Todesurteil gegen sie bald vollstreckt werden.«

»Wie alt sind denn ihre Kinder?«, fragte ich interessiert.

»Soweit ich weiß, ist die Tochter ungefähr 17 Jahre alt und der Sohn etwa 21. Ihr Vater wurde ermordet. Und jetzt soll ihre Mutter wegen außerehelicher Beziehungen gesteinigt werden. Ein fürchterliches Familiendrama«, sagte Iqan.

Das Schicksal von Sakineh Ashtiani ließ mich nicht mehr los. Als ich aus dem Sommerurlaub zurückkam, begann ich, mich sofort in ihren Fall einzuarbeiten. Sakineh Mohammadi Ashtiani wurde um 1968 im Dorf Osku im Osten Aserbaidschans geboren. Sie wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, die Familie war streng gläubig. In jungen Jahren heiratete sie Ebrahim Ghaderzadeh, bekam zwei Kinder – Sajjad und Saeideh. Und engagierte sich in ihrem